

Vorwort

Ein gewesener Affe berichtet vor der Akademie. Was für ein unglaubliches Geschehen! Er berichtet leibhaftig darüber, wie es ihm gelang, in einer beispiellosen, »vorwärtsgepeitschten Entwicklung« in die Menschenwelt einzudringen.

Diese Erzählung von Franz Kafka ist vor einhundert Jahren mit dem Titel *Ein Bericht für eine Akademie* in der Zeitschrift *Der Jude* veröffentlicht worden. Wegen ihres fantastischen Inhalts erregte sie vielerorts Aufsehen.

Der menschengewordene Affe berichtet, dass er sich nach seiner Gefangennahme durch eine hagenbecksche Jagdexpedition kühn dafür entschieden hatte, sein Affendasein hinter sich zu lassen, um nicht im engen Käfig zu verrecken. Er wollte »weiterkommen, weiterkommen ... nur nicht stillestehen«, nahm alles Menschenaffenmögliche auf sich, überwand sogar seine Abscheu gegen die Schnapsflasche und hatte mit seinen Auftritten im Varieté »kaum noch zu steigende Erfolge.«

Für ihn bedeutete das nicht Freiheit, aber er hatte so seinen Ausweg gefunden, den Menschenausweg. Das »Eindringen der Wissensstrahlen von allen Seiten ins erwachende Hirn« beglückte ihn und angetrieben von bis zu fünf Lehrern gleichzeitig, erreichte er schließlich die Durchschnittsbildung eines Europäers. Das verleitete ihn in seinem *Bericht für eine Akademie* zu der Feststellung: »Ihr Affentum, meine Herren, sofern sie etwas Derartiges hinter sich haben, kann ihnen nicht ferner sein als mir das meine.«

Die Zeilen Kafkas hatten mich in meiner Wahlheimat Bolivien beflügelt, sie ins Spanische zu übersetzen, durch einen ökologischen Zusatzteil¹ zu ergänzen und in Sucre und anderen Städten des Landes als Monolog aufzuführen. Und sie haben mich schließlich dazu inspiriert, den in die Menschenwelt eingedrungenen und in sie integrierten früheren Affen neu erzählen zu lassen – offen berichten zu lassen über seine heutigen, oftmals seltsamen und skurrilen Erfahrungen mit den Menschen. Und das längst als außergewöhnlicher Mit-Mensch, als *Homo sapiens milagrensis*, also als weiser wundersamer Mensch, der mittlerweile zum erlauchten Kreis der Gelehrten gehört, das menschliche Treiben aufmerksam beobachtet und bedächtig und freimütig beurteilt. Sein noch feines, ursprüngliches Gespür und Empfinden verhelfen ihm dazu, die Menschenwelt heute scharfsinnig zu ergründen und ganzheitlich wahrzunehmen.

Daraus sind *Zwölf Vorlesungen für eine Akademie* geworden.

Sucre, Bolivien im März 2019

Erste Vorlesung

Affe, das war einmal

Meine sehr verehrten Damen und Herren von der Akademie. Ich betrachte es als eine große Ehre, meine Vorlesungsreihe heute hier mit Ihnen beginnen zu dürfen. Mein aufrichtiger Dank gilt Ihnen und den zahllosen Menschen, die dazu beigetragen haben, dass ich es so weit bringen konnte. Und lassen Sie es mich gleich zu Anfang sagen: Ich, gewesener Affe, bin endgültig in der Menschenwelt angekommen! Und ich fühle mich wohl in ihr; ja, ausgesprochen wohl, auch hier bei Ihnen und mit Ihnen. Mit meinem artübergreifenden Weitblick sage ich Ihnen dazu noch eins: Es gibt nichts Sonderbareres in unserer Welt als den Menschen, also die Menschen, äh, ich meine uns Menschen.

Aber zehn Jahre mussten vergehen – zehn lange und beschwerliche Jahre nach meiner Gefangennahme an der Goldküste durch die Jagdexpedition Hagenbeck – bis zu diesem denkwürdigen Entwicklungspunkt. An ein Zurück zu meinem Affendasein ist jetzt nicht mehr zu denken. Selbst äußerlich bin ich ziemlich Mensch. Also, mein Aussehen, meine Erscheinung, mein kaum noch affinisches Benehmen, ja sogar meine spontanen Reaktionen erscheinen mittlerweile so angepasst und vermenschlicht, dass heute nur noch der aufmerksame Beobachter meine überwundene Affennatur erkennen kann. Ich bin sicher, Sie werden mir da beipflichten!

Und das alles, obwohl ich mich nicht verstelle. Ich bin nämlich vorangerast, so wie das keiner meiner ersten menschlichen Aufpasser und Lehrer, nicht einmal in seinen kühnsten Träumen, hatte erwarten können. Meine, sagen wir, persönliche Evolution war eben sprunghaft. Sie als ehrenwerte Mitglieder der Akademie werden feststellen: Meine Entwicklung war ontogenetisch und phylogenetisch zugleich. Und sie hat wunderbarerweise nicht vor meiner intellektuellen Entfaltung Halt gemacht. Hatte ich seinerzeit beim Vortragen meines ersten Berichts für die Akademie schon die Durchschnittsbildung eines Europäers erreicht, gehöre ich heute längst zum erlauchten Kreis der Gelehrten. Und das gerade einmal eine Dekade nach den frevelhaften Schüssen auf unsere Schimpansengruppe und meine Gefangennahme. Ich habe eben viel gelernt und in meinem Fall so rücksichtslos, dass die Affennatur, sich geradezu überkugeln, aus mir hinausrauste, wie ich es schon seinerzeit erläutert hatte.

Das alles erscheint mir rückblickend so verrückt, dass es mich drängt, mich Ihnen mitzuteilen. Das hilft mir auch, meine Situation besser zu verstehen. Entsprechend halte ich regelmäßig Vorträge, meist vor gelehrigem Publikum, vor allem zu meiner Biografie, und das tue ich für mein Leben gern. Da bin ich unter Leuten. Und wenn die Zuhörerschaft aufmerksam bei der Sache ist und einfach interessiert nachfragt oder gar meine Darstellungen kritisch hinterfragt, sprudeln meine Gedanken und Ideen nur so aus mir heraus. In solchen Momenten fühle ich mich wohl in der Menschenwelt des Verstandes und der Ver-

nunft. Ich gehe sogar so weit zu sagen, dass ich die Menschen lieben gelernt habe; ich bin ein richtiger Philanthrop geworden. Wer hätte das gedacht?

Für heute erwarte ich allemal interessante Diskussionsbeiträge zu meiner ersten Vorlesung. Jedenfalls sagte mir eben noch ein Kollege vom Hamburger Tierschutzverein an der Garderobe des Auditoriums, dass mir meine freudige Erwartung auf die akademische Runde schon deutlich anzumerken sei.

Doch ich möchte weiter ausholen: Niemand konnte ernsthaft damit rechnen, was mir widerfahren ist und was ich erreicht habe – am wenigsten ich. Als Affe im Käfig war es zuerst wohl auch nicht mehr als eine wahnwitzige Idee von mir, den Menschengang zu suchen. Kein Affe vor mir und keiner nach mir hat Ähnliches auch nur gewagt zu denken.

Aber, warum eigentlich nicht? Es heißt doch, dass bei Schimpansen und Menschen nahezu 99 Prozent der Gene übereinstimmen. Somit könnte man schlussfolgern, dass die Artgrenzen zwischen Affe und Mensch gleichsam verschwimmen und Schimpansen eigentlich fast Menschen sind beziehungsweise Menschen fast Schimpansen.

In diesem Sinne argumentierte auch mein Doktorvater aus Berlin², wenn er anmerkte: »Nein, der Mensch stammt nicht vom Affen ab – er ist einer.« Der abgeleitete Schimpansenname nach dem Bantuwort *Kivili-chimpenze* deutet ja auch darauf hin: *Schein-Mensch* heißt es da übersetzt.

Könnten sich somit im Prinzip alle meine alten Artgenossen auf meinen Entwicklungsweg begeben? Nein, dem ist dann doch nicht so! Da hat es genügend, allesamt gescheiterte Versuche gegeben, Affen genuin menschliche Eigenschaften anzutrainieren, wenn auch schon erstaunlich viel Menschentypisches an Affen zu erkennen ist.

Beliebt sind bei Verhaltensforschern Experimente zum Spracherwerb bei Schimpansen. Mit ihnen und anderen Verfahren wollen die Forscher ergründen, bis zu welchem Maß den nächsten Verwandten des Menschen Vernunft, Bewusstsein und Gewissen zugerechnet werden kann. Zwar konnten einige meiner Affenfreunde schließlich Hunderte von Symbolen beziehungsweise Wörter erlernen, doch kaum bedeutungsträchtig miteinander verbinden. Es handelt sich in der Regel um konditionierten Spracherwerb.

Die Erwartungshaltung der Versuchsleiter geht oft unkontrolliert in die Versuchsbedingungen mit ein. Hier wird deutlich: Die Artunterschiede sind fundamental; die Trennung der Entwicklungslinien zwischen Affe und Mensch liegt ja wohl auch mehr als sechs Millionen Jahre zurück. Neben den gut einprozentigen Unterschieden in der Genstruktur muss man auch bedenken, dass verschiedene Erbgutabschnitte eine unterschiedliche Expressivität haben, wie meine Kollegen betonen, die sich mit Epigenetik beschäftigen. Es kommt somit nicht allein auf die Gene an, sondern auch darauf, wie stoffwechselaktiv bestimmte Genabschnitte sind. Bei allem tun sich zwischen Schimpanse, *Pan troglodytes*, und Mensch, *Homo sapi-*

ens, jedenfalls noch Abgründe auf, wenngleich ich persönlich diese durch unendliche Mühen und Qualen auf fantastische Weise überbrücken konnte.

Aber ich bin eindeutig ein Sonderfall, ein einzigartiger Mensch. Bei mir haben sich Anthropologen und Taxonomen darauf geeinigt, von einem gänzlich ungewöhnlichen, ja einmaligen evolutiven Zeitsprung in meinem Dasein zu sprechen und mich als *Homo sapiens milagrensis*, also als weisen wundersamen Menschen zu bezeichnen.

So wie andere Menschen habe auch ich meine Lieblingsbeschäftigungen. Zu denen gehört bei mir natürlich der Zoobesuch. Auf Reisen allerdings nur dann, wenn ich in Städten verweile, in denen ich nicht dazu komme, Tiere und Pflanzen in ihrer eigentlichen Umgebung zu erleben. Ich kenne mittlerweile eine beträchtliche Anzahl von Zoos weltweit. Neben unserem Hamburger *Tierpark Hagenbeck* kenne ich den *Zoológico Municipal* von Santa Cruz in Bolivien, den *Accra Zoo* in Ghana und viele andere. Wie magisch werde ich immer wieder von den Tiergehegen angezogen und habe auf diese Weise schon manch wichtigen Termin in verschiedenen Städten versäumt. Wenn ich unter Tieren und tierliebenden Menschen bin, sind wir dort sozusagen unter uns. Die Affengehege haben es mir besonders angetan. Von dort müssen mich die Aufpasser abends nach den Öffnungszeiten oftmals regelrecht wegzerren. Einmal habe ich dabei in meiner Erregung einem Zoowärter in die Hand gebissen, bis sie blutete. Das war in Santa Cruz. Zwei Aufseher schleppten mich im Polizeigriff ins Büro des Zoodirektors – aufgebracht und wild gestikulie-

rend. Der Alte wettete fürchterlich hinter seinem übergroßen Schreibtisch und ich schlitterte haarscharf an einer Anzeige vorbei. Doch es ging nicht ohne lebenslanges Hausverbot. *Schade, Pech gehabt*, dachte ich noch bei mir. Allein durch die Fürsprache einiger guter einheimischer Cruzeños, die den peinlichen Vorfall mit meiner beispiellosen Tiernähe erklärten, und durch die Zahlung eines Schmiergeldes konnte die Sache schließlich doch noch menschenwürdig bereinigt werden.

Bei meinen Schimpansen erkenne ich eben alle Regungen und Bewegungen und weiß ihr differenziertes Mimenspiel leicht zu deuten. Sie sind zuweilen unbändig und laut. Sie schreien, bellen und grunzen; das entspricht meiner Natur. Ich versetze mich in ihre Lage, wenn sie sich balgen, um ihren Rang streiten, Futter gegen Kuscheln eintauschen und bedauere dabei insgeheim, dass sie keinen Ausweg gefunden haben, so wie ich – von Freiheit ganz zu schweigen.

Doch mir missfällt in den meisten Zoos, wie eng und monoton die Gehege sind. Menschen, die nie Affen waren, haben keinen richtigen Blick dafür. Ich hingegen weiß gut, was Schimpansen behagt: die unermessliche Fülle von pflanzlichem Grün und wildem Leben wohin man schaut, vom dunklen Urwaldboden bis zu den lichten Baumwipfeln, die ewige Feuchtigkeit des Regenwaldes, die sich auf den Blättern und Blüten in Tropfen fängt, das einzigartige Konzert von Insekten, tropischen Vögeln und all den anderen Tieren des Urwalds, das blinkende Sonnenlicht, wo es seinen Weg durch die Baumkronen findet ...

Auffälliges Verhalten der Zootiere in kargen Gehegen ist somit vorprogrammiert. Wie oft musste ich mit ansehen, dass meine Affenbrüder und -schwestern in stereotype Verhaltensweisen verfielen. So liefen sie zum Beispiel an Gittern und Wänden auf und ab, wippten ihre Körper ständig hin und her und zeigten ungewöhnlich aggressives Benehmen. Ich litt mit ihnen, besonders mit denjenigen, die sich selbst schlugen, sich ihre Haare ausrissen oder sich sogar Selbstverstümmelungen zufügten. Dabei ist es ein offenes Geheimnis, dass viele Leidensgefährten *medikamentös eingestellt* werden, wie es im Fachjargon der Mediziner heißt. Ihre geschwollenen roten Augen verraten es mir. Die Tierärzte wollen so einer *Zoose* vorbeugen, einer Psychose bei Zootieren.

Indes, Drogen bieten keine Lösung. Grundsätzlich sollten endlich mehr Rechte für Menschenaffen verabschiedet und respektiert werden. Das internationale *Great Ape Project*, das in den letzten Jahren auch in Deutschland in Schwung gekommen ist, fordert ebendies und ich unterstütze die Initiative, wo ich kann.

Doch bei alledem bleibe ich kritisch. Ich bestehe nicht auf dem Prinzip der Gleichstellung aller Menschenaffen mit dem Menschen, denn ich weiß jetzt, wie anders es ist, Mensch zu sein. Ich fordere vielmehr echte Menschlichkeit beim Umgang mit unseren nächsten Verwandten und wahrhaften Tierschutz.

Beim Beobachten meiner tierischen Gefährten kommen oft alte Erinnerungen aus meiner früheren Affenzeit im Regenwald hoch. Dabei wird mir oft erschreckend klar, dass ich mein tierisches Vorleben fast vollständig ver-

drängt hatte. Doch es ist nicht unwiederbringlich aus meinem Gedächtnis gelöscht. Erinnerungsfetzen setzen sich langsam wieder zu Bildern aus meiner Kindheit und Jugend zusammen, spannende Bilder, ja Filme, in guten Momenten, wie aus einem anderen Leben. Selbstverständlich vergleiche ich die Affennatur mit meiner, jetzt aus der veränderten Menschenperspektive, und meine Gefühle reichen von Verblüffung bis Bestürzung.

Ich betrachte zum Beispiel die Visage meiner Schimpansenfreunde, ihre fliehende Stirn und die großen Augenwülste. Das missbehagt mir. Wohl deshalb, weil ich schon als junger Affe durch einen vergleichsweise hohen Kopf aufgefallen war. Dadurch war ich anders; ich war gleichsam Außenseiter in meiner Gruppe und schon von klein auf gehänselt worden.³ Doch heute weiß ich, dass ich einfach schlau reagiert hatte: Ich suchte mir ranghohe Tiere in unserer Schimpansengruppe zur Fellpflege aus. Somit war ich automatisch geschützt. Heute weiß ich noch mehr: Meine hohe Stirn hat die Entwicklung meines Frontalhirns und der gesamten Hirnrinde befördert. Meine Vermenschlichung ging somit einher mit dem außergewöhnlichen Sprießen und Vermehren meiner Nervenzellen und deren Verbindungen untereinander in den Hirnregionen, die eine ausgefeilte Sprache und ein ausgeprägtes Gedächtnis ermöglichen. Mein Glück und mein Schicksal.

Als Vierbeiner hatte ich noch eine Art horizontaler, leicht gebogener Wirbelsäule. Meine ersten Lehrer zwangen mich recht bald auf unbarmherzige Weise, mich aufzurichten und gleichzeitig meine Knie durchzudrücken. Dabei erlebte ich unendliche Qualen im Rücken und im gan-

zen Körper und verfluchte meine Ausbilder. Gleichzeitig merkte ich jedoch bald, wie wundervoll es war, auf den hinteren Läufen zu gehen. Ich ergab mich also in mein Schicksal, bekam meine Hände frei und hatte plötzlich einen ganz ungewohnten, ja befreienden Überblick; ich stand gleichsam über allem. Das war erhebend. Meine Perspektive, und nicht zuletzt meine Lebensperspektive, meine ehrenwerten Damen und Herren von der Akademie, bekam eine neue Ausrichtung. Längst hat meine Wirbelsäule die typische Doppel-S-Form ausgebildet, wie mir Anatomen bescheinigen. Sie ist für den aufrechten Gang besser geeignet. Doch meine Rückenschmerzen dauern an; manchmal so schlimm, dass ich es ohne Kortisonspritze nicht aushalte.

Meine äffischen Gefährten haben zwar auch einen opponierbaren Daumen, und das sogar an Händen und Füßen, aber sie bevorzugen meist den Klammergriff, auch *Affengriff* genannt – wie menschliche Kleinkinder, wenn sie zu greifen beginnen. Den Präzisionsgriff, den sogenannten *Pinzettengriff*, bei dem Daumen und Zeigefinger gegenübergestellt sind, habe ich mir erst richtig in der Menschenwelt zu Eigen gemacht. Ich wende ihn nunmehr ständig an: beim Hantieren mit Gegenständen, beim Schreiben und natürlich auch bei Tisch. Und ich habe gegenüber meinen Menschenfreunden noch einen deutlichen Vorteil, denn ich kann meine Füße auch noch ansatzweise für den Präzisionsgriff gebrauchen. Das hilft mir in speziellen Alltagssituationen, und das ist nicht zuletzt der Grund dafür, dass ich bei vielen Gelegenheiten barfuß gehe.

Zweite Vorlesung

Ich esse für mein Leben gern

Ja, es ist so, meine sehr verehrten Freunde von der Akademie, beim genussvollen Futtern in netter Menschenrunde fühle ich mich inzwischen tierisch wohl.

Doch heute ist alles anders als früher in der Wildnis: Ich muss die Tischregeln beachten. Das ist mitunter lästig. Schmatzen, Spucken und Furzen darf ich nicht mehr einfach so, und mit Händen essen, das geht gar nicht. Auch meine liebe Angewohnheit, mich zwischendurch vom Nebenteller zu bedienen, konnte ich nicht beibehalten. Dazu musste ich auch noch meinen Futterneid beherrschen lernen. Die Mitmenschen zeigten da wenig Toleranz.

Psychologische Berater unterwiesen mich darin, eine angemessene Selbstbeherrschung beim Essen und Trinken anzunehmen. Sie brachten mir Computerspiele⁴ bei, mit denen sie mir antrainierten, meine Handlungsimpulse im letzten Moment noch zu stoppen und somit einen Bedürfnisaufschub zu erreichen. Auf diese Weise sollte meine Inhibitionsfähigkeit entwickelt werden, wie sie meinten. Diese sei in allen menschlichen Lebenslagen wichtig und helfe zudem, einer frühzeitigen Demenz vorzubeugen. Aber unterm Strich ging es wohl um meine anröchigen Tischsitten und darum, zu verhindern, dass ich mich bei jeder Gelegenheit hemmungslos über alles Ess- und Trinkbare hermachte.

Ich lernte also eifrig am Computer. Die Spiele, die ich locker *Hemm-Spiele* nannte, machten sogar Spaß, doch ich dachte mir meinen Teil dabei. Die Psychologen kamen mir einfach zu beschränkt vor. Ich bin überzeugt, dass sie an meine tierische Vergangenheit und meinen unbeugsamen Lernwillen keinen Gedanken verschwendeten.

Aber die Trainingsstunden hatten auch ihr Gutes. Heute habe ich nämlich annehmbare Manieren bei Tisch. Vor allem kann ich jetzt innehalten und warten, bis alle mit dem Essen anfangen.

Doch ich finde meine kleinen naturverbundenen, meine wilden Auswege. Zwar sitze ich an der Tafel aufrecht und benutze Messer und Gabel; das mögen die Leute, aber ich verleugne mich dabei nicht, sondern versuche bei aller Anpassung, bei mir zu bleiben. Ich schmatze, wenn jetzt auch weniger, mit fast geschlossenem Mund, lasse gelegentlich einen leisen Furz abgehen und esse mit den Fingern, wo es die Tafelsitten nicht verbieten, zum Beispiel bei gebratenen Hähnchen. Und ich kaue gründlich; das scheinen meine geehrten Kollegen nie richtig gelernt zu haben. Sie vergessen, dass die Verdauung im Mund beginnt.

Am liebsten bin ich bei den Mahlzeiten unter Leuten, mit guten Freunden, zum Beispiel im Garten, beim Grillen. Da knistert die Holzkohle und an der warmen Glut ist es so schön behaglich. Zudem sind die Tischsitten dort nicht so streng. Da darf ich mich schon mal gehen lassen und mich mit einem Maiskolben unter einen Busch oder einen

Baum mit tiefen Ästen verziehen. Reden tue ich dabei in letzter Zeit kaum noch. Mit vollem Mund sollte man ohnehin nicht sprechen. Die Gespräche drehen sich sowieso meist ums Essen und erscheinen mir immer oberflächlicher. Mich ödet es mittlerweile an, wenn meine Tischnachbarn mir wieder einmal ihre neue Diät empfehlen oder eine angeblich revolutionäre Ernährungsumstellung anpreisen.

Und überall treffe ich auf diese verrannten Erbsenzähler. So wie neulich auf einer Gartenparty zum Jubiläum einer Firma, die Nudelmaschinen vertreibt. Eine korpulente Dame mit spitzem Mund kam direkt auf mich zu und fragte mich mit entwaffnendem Lächeln: »Kennen wir uns nicht – ich glaube, wir kennen uns von einer Safari in der Etoscha-Pfanne vor drei Jahren.« Ich blickte zweifelnd zu ihr hinüber und entgegnete bloß: »Tut mir leid.« Zu mehr kam ich auch nicht. Weiter lächelnd begann sie zu monologisieren. Sie entpuppte sich als eifrige Verfechterin moderner Ernährungstrends und verdrückte dabei die letzte Bio-Rostbratwurst mit reumütiger Miene. Während sie noch den letzten Kräutersenf von ihrer schmalen Unterlippe ableckte, eröffnete sie mir, ich sollte es doch mal als Vegetarier versuchen oder besser gleich als Veganer, zumindest sollte ich mal mit zuckerfreier Kost anfangen, mich auch mal auf Lebensmittel-Intoleranzen untersuchen lassen. Vielleicht müsste ich ja laktosefrei oder glutenfrei essen, auf jeden Fall kohlehydratärmer – so wie sie. Ich schaute gelangweilt drein, und fragte mich insgeheim, ob sie vielleicht unter einer Ess-

störung litt. Doch ich schwieg vor mich hin, antwortete bestenfalls einsilbig und aß weiter. Etwas Schlaures fiel mir nicht ein. Irgendwann ließ sie von mir ab und ich konnte mich wieder ungestört übers Buffet hermachen. Meine Einstellung zum Essen ist übrigens ziemlich unverkrampft – nach einer intensiven Schlemmerphase, von der ich gleich berichten werde. Ich esse und trinke meistens das, was mir schmeckt, achte dabei schon auf eine ausgewogene Ernährung und esse fleischarm. Mein Bauch weiß noch, was er braucht; mein Appetit und manchmal mein Heißhunger lassen es mich spüren. Auch für mich haben die Ernährungsenthusiasten längst eine Bezeichnung parat: Ich bin *Flexitarier* und sollte hinzufügen: *gemächlicher* Flexitarier, denn ich nehme mir Zeit beim Essen.

Doch jetzt zu meiner Saus-und-Braus-Phase: Mit meinen ersten Bemühungen, in die Menschenwelt einzudringen, lag vernunftgeleitetes Verhalten noch in weiter Ferne. So konnte ich in diesem frühen Entwicklungsstadium vor allem der Versuchung nicht widerstehen, ständig zu essen. Hier und da naschte ich und stopfte mich mit leckeren Sachen voll. Es wurde mir ja so leicht gemacht. Bei fast allen Einladungen wurden delikate Speisen und alle möglichen Getränke angeboten. Ich schlemmte; es war wie im Traum und so manches Mal artete es bei den Empfängen in einen regelrechten Fressrausch aus. Ich brauchte nur hinzugrapschen und schon hatte ich Futter: Hähnchenkeulen, Lachs, Feigen, Käsekuchen, Joghurt mit Obst und Vanille – eine Auswahl ohne Ende, ohne zu su-

chen, zu pflücken oder gar jagen zu müssen. Meine in mir schlummernde Affennatur geriet in Entzücken. Gierig und neugierig trieb ich mich an, alles Genießbare auszuprobieren, und kopflos aß und trank ich alles wild durcheinander. Probleme hatte ich lediglich mit zu kleinen Bechern und Tellern und mit dem Umstand, dass ich meist unschlüssig war, wo ich als Erstes zulangen sollte. Und da ich beim Eintreten in die Menschenwelt noch in jeder Hinsicht unsicher war, nutzte ich eben alle Gelegenheiten, mir Vorrat anzufressen.

Zusammen mit der Bewegungsarmut in meiner neuen zivilisierten Welt hatte das unübersehbare Folgen: Ich nahm an Gewicht und Bauchumfang zu. Außerdem zeigten sich bei mir erste Anzeichen der Zuckerkrankheit, *Diabetes-Typ-2*. Meine Haut trocknete aus und juckte ständig. Ich fühlte mich schlapp, hatte immerzu Durst und konnte meinen Harndrang kaum noch bändigen. Mein Hausarzt attestierte mir dann auch prompt einen erhöhten Blutzuckerspiegel. Er stellte mir diskret Fragen zu meinem Lebenswandel, doch ich schwieg mich aus. So weit war es also schon mit mir gekommen! Ich war einfach sprachlos und entsetzt.

Sobald ich mich unter Menschen sicherer wähnte und meine Impulse besser kontrollieren konnte, wurde vieles anders. Ich fing an, meinen Tagesablauf bewusster und sinnvoller zu planen. Bedürfnisse aufzuschieben war mir ja schon antrainiert worden. Meine Fresswelle verebbte so schnell, wie sie gekommen war. Das wurde um so deutlicher, als ich auch noch begann, oft mehrmals täg-

lich, gymnastische Freiübungen einzulegen. Ich hangelte mich also im Garten an den Bäumen von Ast zu Ast, schaukelte, sprang, machte Klimmzüge an der Tür im Bad und kam bald schon auf 40 Liegestütze am Stück. Mein Normalgewicht stellte sich rasch wieder ein und auch mein Blutzucker erreichte erneut normale Werte. Zusehends fühlte mich wohler in meiner Haut. Ich war an der Sonnenseite des Lebens angelangt. Der Volksmund bringt es ja ganz einfach auf den Punkt: *Sich regen bringt Segen.*

Die Übungen sind mir zur lieben Gewohnheit geworden. Sie lassen mich das Wilde in mir spüren. Ich trainiere natürlich ohne Geräte, also mit meinem eigenen Körpergewicht. Das nennt man vielerorts und wenig erhellend *geräteloses Work-out*. Damit liege ich ungewollt voll im Trend des *Bodyweight Trainings*. So heißt es heute auf gut Denglisch.

Im Busch, in der Schimpansenhorde waren wir omnivor, also Allesfresser. Zu unserem Lieblingsfutter gehörten Früchte, Nüsse, Knollen, Honig und Insekten. Fleisch war die Ausnahme. Es wurde gelegentlich, mehr oder weniger gemeinsam verschlungen, wenn einige Schimpansenmännchen zum Beispiel kleinere Stummelaffen oder Buschschweine gejagt und erlegt hatten. Auch Kannibalismus kam vor, doch darüber möchte ich jetzt nicht reden. Über weite Strecken ernährten wir uns jedenfalls vegetarisch.

In der Menschenwelt staune ich immer wieder über die Fleischmengen, die auf den Tisch kommen. Dafür müssen

allein in Deutschland jährlich eine dreiviertel Milliarde von sogenannten *Nutztieren* geschlachtet werden: Rinder, Schweine, Hühner und all die anderen Mit-Kreaturen. Das geht nur mithilfe einer industrialisierten Tierproduktion und einer gigantischen Tötungsmaschinerie, weitgehend unbeachtet und vielfach verdrängt von den Menschen. Sie wollen Fleisch, aber kein schlechtes Gewissen. Ich glaube, das funktioniert auf Dauer nicht, staune aber nicht schlecht, wenn ich meine Menschenfreunde nimmersatt ihre enormen Fleischportionen verdrücken sehe. Und der Trend geht bei einigen zum exotischen Fleisch: Strauß, Krokodil, Elefant. In Äquatorialafrika, meiner ersten Heimat, ist der Handel mit Buschfleisch längst zu einem lukrativen Geschäft geworden. Selbst geräucherte, verschrumpelte Gorillahände und Schimpansenschenkel werden auf den Märkten in den Ballungszentren von West- und Zentralafrika feilgeboten. Der *World Wildlife Fund* ⁵ berichtet zudem, dass sogar in London und Paris in einschlägigen Restaurants Affenfleisch angeboten wird. Da dreht sich mir der Magen um und ich leide unter meiner Ohnmacht, dem Einhalt gebieten zu können.

Die Banane gilt als *Frucht des Lebens* und ohne sie geht bei mir gar nichts. Ich verdrücke täglich meine zwei bis drei Bananen. Komme ich einmal nicht dazu, fühle ich mich lustlos und schlapp. Ich bin eben auf Bananen eingestellt, soweit ich zurückdenken kann. Auch Bananengerichte stehen oft auf meinem Speiseplan, so wie gekochte Gemüsebananen mit Curry oder Bananenauflauf mit Käsekruste. In letzter Zeit esse ich auch häufig Bana-

nenbrot zum Frühstück. Damit fühle ich mich über die ganzen Vormittagsstunden gut gesättigt. Bananen sind eben ausgesprochen nahrhaft. Sie sollen zudem reich an der Aminosäure Tryptophan sein, welche die Serotoninproduktion im Körper anregt. Und Serotonin, ein Botenstoff des Gehirns, kann wohltuend auf unser Nervensystem und somit auf unsere Psyche einwirken. Nicht umsonst gilt Serotonin als *Wohlfühlhormon*. Als ob ich es immer gewusst hätte: Bananen können glücklich machen!

Meine geehrten Zuhörer mögen mir diese Simplifizierung verzeihen – und dazu auch gleich noch meine folgende Feststellung: Die Menschen stellen sich furchtbar blöd beim Schälen der Bananen an! Sie entfernen die Schale vom Stielende aus. Dort ist sie hart und die dünnen Fäden der Schale bleiben eher an der Frucht haften. Es heißt, die Menschen könnten eine Menge von den Affen lernen, die es anders machen. Sie könnten erfahren, dass das andere Ende der Banane weicher ist und sich besser zum Schälen eignet. Von dort gehen die Fäden leichter mit der Schale ab. Doch dass es meine Affenfreunde grundsätzlich besser machen, scheint mir ein Mythos zu sein. Sie beißen in der Regel einfach in die Bananenschale rein, um die Frucht zu öffnen. Und die Schale fressen sie zuweilen auch gleich noch mit.

Aber es ist wohl richtig, dass sich die Menschen nur schwer von ihren Gewohnheiten und Routinen abbringen lassen. Über die *Macht der Gewohnheit* werden Bücher geschrieben und Schauspiele inszeniert. Die Gewohnhei-

ten und ihre Verhaltensmuster laufen weitgehend unbewusst ab; sie sind in den tieferen Hirnschichten verankert. Sie sind weitgehend automatisiert und schaffen den Menschen Orientierung für kanalisiertes Handeln. Ich weiß es ja aus eigener Erfahrung: Wie schwer ist es mir gefallen, vom Schlemmen loszukommen!

Es ist wie mit der *Affenfalle*: Das Festhalten an Gewohntem hält uns gefangen. Listige Jäger nutzen diese Eigenart, um Affen zu jagen. Sie höhlen dazu eine Kokosnuss aus und versehen sie mit einem Loch in der Mitte, in das gerade einmal die offene Affenhand hineinpasst. Die Nuss wird an einen Baum gebunden. Durch das Loch auf dem Boden der Nuss ist ein Leckerbissen zu sehen. Wenn sich ein Affe heranstiehlt und nach der Leckerei greift, merkt er, dass er die geschlossene Hand mit der Beute nicht wieder aus der Kokosnuss herausziehen kann. Doch aus purer Gewohnheit kann er nicht loslassen. Er hält weiter an dem Köder fest und bleibt so gefangen. Die offene Kokosnuss ist zu seiner Falle geworden.

Loslassen können – die einfachsten Sachen erweisen sich oft als die schwierigsten für uns Menschenaffen.